

Sarah Dessen  
Just Listen



© KPO Photo

*Sarah Dessen*, geboren 1970, aufgewachsen in North Carolina, lebt mit ihrer Familie in Chapel Hill, North Carolina und unterrichtet Creative Writing an der University of North Carolina. Längst gehört sie zur Top-Liga der amerikanischen Jugendliteraturszene und ist bei ihren

Leserinnen so beliebt, weil sie die Gefühlslage junger Mädchen genau erfasst.

Weitere Bücher von Sarah Dessen bei dtv junior: siehe Seite 4.

*Gabriele Kosack*, geboren auf Nias (Indonesien), studierte in München Germanistik, Psychologie, Musikwissenschaft und besuchte in New York eine Schauspielschule. Heute pendelt sie als freie Autorin und Übersetzerin zwischen Köln und Essaouira (Marokko).

Sarah Dessen

# Just Listen

Roman

Aus dem Amerikanischen  
von Gabriele Kosack

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Sarah Dessen sind bei  
dtv junior außerdem lieferbar:

**Crazy Moon**  
**Zu cool für dich**  
**Someone like you**  
**Zwischen jetzt und immer**  
**About Ruby**  
**Because of you**  
**Stop saying goodbye**  
**The Moon and more**

Das gesamte lieferbare Programm von  
dtv junior und viele andere Informationen  
finden sich unter [www.dtvjunior.de](http://www.dtvjunior.de)



Ungekürzte Ausgabe  
2015 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH und Co. KG, München  
© 2006 Sarah Dessen  
Titel der amerikanischen Originalausgabe: ›Just Listen‹,  
2006 erschienen bei Viking Children's Books  
This edition published by arrangement with  
Viking Children's Books, a member division of  
Penguin Young Readers Group (USA) Inc.  
© der deutschsprachigen Ausgabe:  
2008 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH und Co. KG, München  
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen  
Umschlaggestaltung: Katharina Netolitzky unter Verwendung eines  
Fotos von mauritius images/Radius Images  
Gesetzt aus der Goudy Old Style 10,5/12,75'  
Gesamtherstellung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm  
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier  
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-71630-7

»Der beste Ausweg ist immer der Weg mittendurch.«

– *Robert Frost* –



# Kapitel 1

Ich hatte den Werbespot im April gedreht – also bevor alles passiert war – und anschließend fast wieder vergessen. Doch seit einigen Wochen lief er im Fernsehen. Und plötzlich gab es mich überall.

Auf den Bildschirmen, die über den Laufbändern und Crosstrainern im Fitnesscenter hingen. Auf dem Monitor in der Post, der einen davon ablenken soll, wie lange man schon in der Schlange wartet. Und ich flimmerte über den Fernsehbildschirm in meinem Zimmer – jetzt, hier. Ich sitze auf der Bettkante, presse die Fingernägel in meine Handflächen und nehme mühsam Anlauf: Aufstehen, losgehen ...

»Wie jedes Jahr hat die Herbstsaison begonnen ...«

Ich starrte mich selbst – beziehungsweise eine fünf Monate jüngere Version meiner selbst – an und suchte nach den kleinsten Anzeichen von Veränderungen, nach irgendeinem sichtbaren Beweis für das, was mir seitdem passiert war. Doch vor allem haute mich um, wie seltsam es sich anfühlte, mich selbst auf diese Weise zu sehen, also nicht in einem Spiegel oder auf einem Foto. Gewöhnt habe ich mich daran übrigens bis heute nicht.

»Im Stadion«, hörte und sah ich mich selbst sagen. Ich trug ein babyblaues Cheerleader-Outfit, meine Haare wa-

ren zu einem straffen Pferdeschwanz zurückgebunden und in der Hand hielt ich eines dieser altmodischen Megafone, die heutzutage kein Mensch mehr benutzt; ein K war darauf eingraviert.

»In der Schule.« Schnitt auf mich, in seriösem Faltenrock und kurzem braunen Pullover, der gekratzt hatte, das wusste ich noch genau. Außerdem hatte es sich merkwürdig angefühlt, das Teil exakt zu einer Zeit anziehen zu müssen, als es draußen endlich warm wurde.

»Und auf Partys.« Ich beugte mich ein wenig vor, während ich mich selbst auf dem Fernseher anstarrte. In dieser Einstellung trug ich ein Glitzershirt zu Jeans, saß auf einer Bank und wandte mich über die Rücklehne zur Kamera um, während ich sprach. Im Hintergrund: eine Gruppe Mädchen, die lautlos miteinander schwatzten.

Der Regisseur, ein Milchbubi frisch von der Filmakademie, hatte mir das Konzept dieses seines Werks erläutert: »Das Mädchen, das alles hat!« Beim Sprechen hatte er mit den Händen einen kleinen, runden Kreis in die Luft gemalt, als ließe sich etwas so Ungeheures, um nicht zu sagen Unglaubliches, in eine einzige Geste fassen. Auf jeden Fall bedeutete es offenbar, ein Megafon, immer die angesagtesten Klamotten sowie einen Haufen Freunde zu haben. Doch bevor ich die Chance hatte, über die feine Ironie von Letzterem nachzudenken, fuhr mein Bildschirm-Ich bereits fort.

»Die Ereignisse des kommenden Schuljahrs werfen ihre Schatten voraus«, verkündete ich, angetan mit einem rosafarbenen Abendkleid; auf einer quer darüber drapierten Schärpe stand BALLKÖNIGIN. Ein Junge im Smoking trat neben mich, reichte mir den Arm. Strahlend hakte ich mich bei ihm ein. Er studierte an der Uni in unserer Stadt,



drittes Semester, und war während der Dreharbeiten eher zurückhaltend gewesen, obwohl – gerade fiel es mir wieder ein: Am Ende, bevor wir alle auseinandergingen, hatte er mich nach meiner Nummer gefragt. Wie hatte ich das bloß vergessen können?

»Die schönste Zeit in deinem Leben«, sagte mein Bildschirm-Ich gerade. »Die schönsten Erinnerungen. Und das passende Outfit für jede Gelegenheit – im *Kaufhaus Kopf!*«

Die Kamera zoomte immer dichter an mich heran, bis nur noch mein Gesicht zu sehen und der Rest des Bildes völlig verschwommen war. Der Dreh hatte vor dem Abend stattgefunden, an dem das mit Sophie geschehen war, vor dem langen, einsamen Sommer der Geheimnisse und des Schweigens, der hinter mir lag. Ich war am Ende, aber dem Mädchen dort auf dem Fernsehschirm ging es gut. Man sah es ihr an, erkannte es an der selbstbewussten Art und Weise, mit der sie mich und die übrige Welt anblickte und ihren Mund öffnete, um weiterzusprechen.

»Sorg dafür, dass dieses Jahr dein bisher bestes wird«, sagte sie; ich merkte, dass ich beim Warten die Luft anhielt, beim Warten auf den nächsten Satz, den letzten, den einzigen, der tatsächlich der Wahrheit entsprach, auch und gerade jetzt, hier, in der Gegenwart: »Die Schule hat wieder angefangen. Auf geht's.«

Und *Freeze!* Neben meinem nun stocksteif-stillen Ebenbild wurde das *Kopf*-Logo eingblendet, das allerdings in kürzester Zeit von einem Werbespot für Eiswaffeln oder der neuesten Wettervorhersage abgelöst werden würde. Fünfzehn Sekunden folgten nahtlos auf die nächsten fünfzehn, ein Spot nach dem anderen; doch das wartete ich nicht mehr ab, sondern schnappte mir die Fernbedienung, schaltete mich ab und verließ den Raum.

Ich hatte über drei Monate Zeit gehabt, um mich seelisch auf die erste Wiederbegegnung mit Sophie vorzubereiten. Aber als es schließlich so weit war, fühlte ich mich immer noch nicht wirklich bereit dazu.

Lange bevor es das erste Mal zur ersten Stunde läutete, stand ich schon auf dem Parkplatz und versuchte, alles an Mut und überhaupt zu sammeln, was nötig sein würde, um auszusteigen und offiziell ins neue Schuljahr zu starten. Während meine Mitschüler schwatzend und lachend an mir vorbei Richtung Schulhof strömten, führte ich mir alle Vielleichts vor mein geistiges Auge: Vielleicht war sie mittlerweile drüber weg; vielleicht hatte sich im Laufe des Sommers irgendetwas ereignet, das unser kleines Drama verdrängte oder gar ersetzte; vielleicht war das Ganze ohnehin längst nicht so schlimm gewesen, wie ich geglaubt hatte. Alles reine Spekulation, natürlich, aber immerhin möglich. Eben vielleicht.

Ich wartete bis zur allerletzten Sekunde, bevor ich den Schlüssel aus dem Anlasser zog. Als ich mich der Tür zuwandte und die Hand nach dem Griff ausstreckte, stand sie direkt vor mir.

Einen Moment lang starrten wir einander nur an. Sofort fielen mir die Veränderungen an ihr auf: Ihr kurzes dunkles Haar war kürzer, sie selbst – sofern das überhaupt möglich war – noch schlanker und statt des dicken schwarzen Kajals, mit dem sie im Frühling ihre Augen geschminkt hatte, hatte sie sich auf einen natürlicheren Look in Bronze und Pink verlegt. Ob ich mich in ihren Augen wohl ebenfalls verändert hatte? Und falls ja, inwiefern?

Noch während ich diesen Gedanken dachte, öffnete Sophie ihre vollendet geschwungenen Lippen, verengte leicht die Augen und sprach das Urteil, mit dem ich den ganzen

Sommer lang gerechnet hatte. Ja, ich hatte im Grunde auf nichts anderes gewartet, als es zu hören.

»Schlumpel!«

Durch die Glasscheibe zwischen uns wurden weder die Lautstärke verringert noch die Reaktionen der Leute gemildert, die in dem Moment vorbeiliefen. Ich nahm wahr, wie ein Mädchen, mit dem ich im Vorjahr zusammen Englisch gehabt hatte, leicht die Augen zusammenkniff, während ein anderes Mädchen – sie hatte ich an unserer Schule allerdings noch nie gesehen – lauthals lachte.

Sophie selbst machte ein Pokerface. Warf sich ihre Tasche über die andere Schulter, drehte sich um und marschierte los, Richtung Schulhof. Ich merkte, dass ich rot geworden war. Spürte die Blicke der anderen auf mir. Auf so etwas war ich nicht vorbereitet gewesen. Konnte man sich vermutlich auch gar nicht vorbereiten. Außerdem würde dieses Jahr, genauso wenig wie vieles andere, nicht einfach stehen bleiben und warten. Ich hatte gar keine andere Wahl, als unter den neugierigen Blicken der anderen auszusteigen, die Ärmel hochzukrempeln und loszulegen, ganz konkret. Und allein. Also tat ich es.

Ich hatte Sophie vor vier Jahren kennengelernt, zu Beginn der Sommerferien nach der Sechsten. Und zwar stand ich, zwei leicht feuchte Dollarscheine in der Hand, vor der Snackbar in unserem Freibad, um mir eine Cola zu kaufen, als ich spürte, wie sich jemand hinter mich stellte. Ich wandte den Kopf. Ein Mädchen, das ich nie zuvor gesehen hatte, stand hinter mir. Sie trug einen Hauch von Bikini in Orange und farblich dazu passende Flipflops mit extradicker Sohle. Olivfarbene Haut, dichter, hoch oben auf dem Kopf zum Pferdeschwanz gebundener Lockenschopf, sehr

dunkle Sonnenbrille sowie ein gelangweilter, ungeduldiger Gesichtsausdruck. Als wäre sie gerade vom Himmel gefallen. Denn in unserem Viertel kennt im Prinzip jeder jeden. Ich wollte sie nicht anlotzen. Tat ich aber offensichtlich.

»Was?«, blaffte sie mich an. Ich sah mein Spiegelbild, klein und verzerrt, in ihrer Sonnenbrille. »Was gibt es so Interessantes zu sehen?«

Ich wurde rot – wie immer, wenn jemand seine Stimme gegen mich erhebt. Was laute Töne angeht, bin ich extrem empfindlich, bis zu dem Punkt, dass ich mich sogar über irgendeine dämliche Gerichtsshow tödlich aufrege und umschalten muss, sobald der Richter anfängt, jemanden zusammenzubrüllen. »Nichts«, erwiderte ich und wandte mich rasch ab.

Der Typ von unserer örtlichen Highschool, der in diesem Sommer an der Snackbar jobbte, winkte mich mit einem müden Der-Nächste-Blick zu sich. Während er meine Cola einschenkte, nahm ich die Gegenwart des Mädchens hinter mir wahr wie etwas physisch Schweres. Ich konzentrierte mich darauf, meine beiden Dollarnoten auf dem Glas der Theke so glatt wie möglich zu streichen. Nachdem ich bezahlt hatte, ging ich davon, tunlichst ohne ein einziges Mal von dem rauen Zementweg aufzublicken; lief um das tiefe Ende des Beckens herum zu unserem Platz, wo meine beste Freundin, Clarke Reynolds, auf mich wartete.

»Whitney ist schon los, nach Hause«, sagte Clarke und putzte sich die Nase. Vorsichtig stellte ich meinen Becher Cola neben meinem Liegestuhl auf der Erde ab. »Ich habe gesagt, dass wir laufen.«

»Okay«, antwortete ich. Meine Schwester Whitney hatte seit Kurzem ihren Führerschein und damit die Aufgabe, mich rumzukutschieren. Machte sie meistens allerdings

nur hin. Das Zurückkommen überließ sie mir, egal ob vom Freibad – von dem man bequem zu Fuß gehen konnte –, oder dem Einkaufszentrum im nächsten Ort (nichts mit bequem zu Fuß gehen). Schon damals war Whitney eine echte Einzelgängerin. Die Welt bestand quasi aus ihrer Privatsphäre; selbst wenn man ihr nicht total dicht auf die Pelle rückte, drang man also bereits ein.

Erst nachdem ich mich wieder hingeworfen hatte, gestattete ich mir einen Blick zu dem Mädchen im orangefarbenen Bikini. Sie stand mittlerweile auch nicht mehr an der Snackbar, sondern gegenüber von uns auf der anderen Seite des Schwimmbeckens und sondierte die Lage an der Liegestuhlfront. In der einen Hand hielt sie ihren Becher, über ihrem anderen Arm hing ihr Handtuch.

»Hier.« Clarke gab mir das Kartenspiel, das sie in der Hand hielt. »Du bist dran mit Geben.«

Clarke war meine beste Freundin, seit wir sechs gewesen waren. Zwar lebten in unserem Viertel jede Menge Kinder, aber aus irgendeinem Grund waren die meisten entweder Teenager – wie meine Schwestern – oder vier Jahre alt und jünger, wofür es allerdings einen Grund gab: Babyboomer-Nachwuchs. Kurz nachdem Clarkes Familie aus Washington D.C. hergezogen war, lernten unsere Mütter sich bei einem Meeting der Nachbarschaftshilfe kennen. Sobald ihnen klar wurde, dass wir gleich alt waren, steckten sie uns zusammen. Und so war es bis heute geblieben.

Die Reynolds hatten Clarke mit sechs Monaten adoptiert; sie kam ursprünglich aus China. Wir waren gleich groß, doch mehr Ähnlichkeiten gab es zwischen uns nicht. Ich war mit meinen blonden Haaren und blauen Augen eine typische Greene, wohingegen niemand auf der ganzen Welt so dunkle, glänzende Haare und braune, fast schwarze

Augen hatte wie Clarke. Ich war schüchtern und wollte es immer allen recht machen; Clarke trat schon als kleines Mädchen richtig seriös auf, war ernsthaft und nachdenklich, sowohl was ihr Äußeres, als auch was Persönlichkeit und Verhalten betraf. Genau wie meine Schwestern hatte ich gemodelt, seit ich denken konnte. Clarke dagegen war ein jungenhafter Typ, beste Fußballerin in unserer Straße und meisterhafte Kartenspielerin, vor allem Canasta. Ich hatte den ganzen Sommer über noch kein einziges Spiel gewonnen.

»Kann ich einen Schluck von deiner Cola haben?«, fragte sie mich und nieste. »Ganz schön heiß hier.«

Ich nickte und beugte mich vor, um ihr meinen Becher zu geben. Clarke litt das ganze Jahr über unter Allergien, aber im Sommerhalbjahr wurde es am schlimmsten. Von April bis Oktober war ihre Nase entweder verstopft oder tropfte, sie musste sich ununterbrochen schnäuzen und nichts schien zu helfen, egal, wie viele Pillen sie schluckte oder Spritzen sie bekam. Ich war das alles seit Langem gewohnt: ihre näselnde Stimme, die unvermeidliche Packung Papiertaschentücher in ihrer Hand ...

In unserem Freibad existierte eine streng geregelte, hierarchische Sitzordnung: Die Bademeister saßen an den Picknicktischen in der Nähe der Snackbar, die Mütter mit kleinen Kindern hockten um den flachen Teil des Beckens herum beziehungsweise am Nichtschwimmer-, auch genannt Pipibecken. Clarke und ich zogen uns am liebsten in den Halbschatten hinter den Schaukeln zurück, während die männlichen Stars von der Highschool in der Nähe des Sprungturms abhingen, darunter Chris Pennington, drei Jahre älter als ich und mit Abstand der bestaussehende Typ sowohl im ganzen Viertel als auch - wie ich damals

fand – der ganzen Welt. Die optimale und entsprechend beliebteste Stelle zum Sonnenbaden waren die Liegestühle, die säuberlich nebeneinander zwischen der Snackbar und der ersten, abgeteilten Bahn im Becken standen; dort saßen in der Regel nur die populärsten Mädchen aus unserer Highschool. Auch meine älteste Schwester Kirsten räkelte sich dort in einem knallpinken Bikini und fächelte sich mit einer Ausgabe von *Glamour* Luft zu.

Zu meiner Überraschung sah ich – nachdem ich gerade die Karten ausgeteilt hatte –, wie das Mädchen in Orange in Kirstens Richtung lief und sich in den Stuhl neben ihr legte. Auf Kirstens anderer Seite saß ihre beste Freundin, Molly Clayton, die Kirsten prompt am Arm stupste und zu dem Mädchen rübernickte. Kirsten blickte kurz auf, hob den Kopf, checkte ihre Nachbarin ab, zuckte die Achseln, ließ sich wieder in ihren Liegestuhl zurückfallen und schlang einen Arm über ihr Gesicht.

»Annabel!« Clarke hatte ihr Blatt bereits aufgenommen und wartete nur darauf, mich wieder mal zu besiegen. »Du fängst an.«

»Stimmt.« Ich drehte mich wieder zu ihr um.

Auch am nächsten Tag erschien das Mädchen im Schwimmbad, dieses Mal in einem silbernen Badeanzug. Als ich ankam, hatte sie es sich bereits mit ausgebreitetem Handtuch, Zeitschrift auf dem Schoß und einer Flasche Mineralwasser neben sich in dem Liegestuhl gemütlich gemacht, auf dem am Tag zuvor meine Schwester gesessen hatte. Clarke hatte gerade Tennisstunde, deshalb war ich allein, als meine Schwester und ihre Freundinnen etwa eine Stunde später eintrudelten – wie immer ein großer, lautstarker Auftritt; ihre Schuhe klatschten hörbar auf den Zement. Als sie ihren Stammplatz erreichten und das fremde Mäd-

chen bemerkten, wurden sie langsamer, sahen einander an. Molly Clayton wirkte ziemlich genervt, aber Kirsten ging einfach vier Stühle weiter und schlug dort ihr Lager auf.

Auch in den folgenden Tagen beobachtete ich, wie die Neue systematisch und hartnäckig versuchte, sich in die Clique meiner Schwester hineinzudrängen. Was mit einem simplen Liegestuhlmanöver begonnen hatte, eskalierte am dritten Tag, indem sie sich gleichzeitig mit den anderen Mädchen an der Snackbar anstellte. Am Tag darauf sprang sie nur Sekunden nach ihnen ins Wasser und lungerte keinen halben Meter entfernt von ihnen am Beckenrand herum, während sie im Wasser rumplanschten und quatschten und einander bespritzten. Es wurde Samstag, es wurde Sonntag – sie folgte ihnen mittlerweile auf Schritt und Tritt, wie ein lebender Schatten.

Es war unter Garantie extrem nervig. Ich sah, wie Molly ihr ein paarmal giftige Blicke zuwarf; sogar Kirsten bat sie einmal, sich bitte nicht so dicht an sie ranzudrängeln, als sie am tiefen Ende des Beckens herumschwamm. Was das Mädchen allerdings nicht weiter zu stören schien. Im Gegenteil, sie heischte nun noch mehr um Beachtung, als wäre es vollkommen egal, was sie zu ihr sagten – Hauptsache, sie sprachen mit ihr, Punkt.

»Ich habe gehört, dass eine neue Familie in das Haus an der Sycamore Road eingezogen ist«, sagte meine Mutter eines Abends beim Essen, »da, wo früher die Daughtrys gewohnt haben.«

»Die Daughtrys sind weggezogen?«, fragte mein Vater.

Meine Mutter nickte. »Schon im Juni. Nach Toledo. Weißt du nicht mehr?«

Mein Vater überlegte kurz. »Stimmt«, sagte er schließlich und nickte. »Toledo.«



»Außerdem habe ich gehört«, fuhr meine Mutter fort und reichte dabei die Schüssel mit Spaghetti an Whitney weiter, die sie prompt zu mir rüberschob, »dass sie eine Tochter in deinem Alter haben, Annabel. Ich glaube, ich habe sie sogar schon mal gesehen, neulich, als ich bei Margie war.«

»Wirklich?«, meinte ich.

Meine Mutter nickte. »Sie hat dunkle Haare und ist ein bisschen größer als du. Vielleicht ist sie dir ja schon mal irgendwo hier in der Gegend über den Weg gelaufen.«

Ich überlegte einen Moment. »Keine Ahnung –«

Aber ich wurde von Kirsten unterbrochen: »Das muss sie sein!« Ihre Gabel landete mit einem vernehmlichen Schepfern auf dem Tisch, so abrupt legte Kirsten sie ab. »Die Stalkerin aus dem Schwimmbad. Ich hab's geahnt! Ich wusste, dass sie jünger ist als wir, wesentlich jünger.«

»Moment.« Endlich hörte auch mein Vater richtig zu. »Im Schwimmbad gibt es einen Stalker?«

»Hoffentlich nicht«, sagte meine Mutter mit ihrer Ich-mache-mir-Sorgen-Stimme.

»Doch keine richtige Stalkerin«, meinte Kirsten. »Nur dieses Mädel, das immer um uns rumhängt. Ganz schön unheimlich, wie sie sich total dicht neben einen setzt, einem überallhin folgt und ständig mitschneidet, aber selbst keinen Ton sagt. Ich habe sie gebeten zu verschwinden, aber so was ignoriert sie einfach. Meine Güte! Ich kann kaum fassen, dass sie erst zwölf ist. Echt krank.«

»Echt theatralisch«, murmelte Whitney und spießte mit ihrer Gabel ein Salatblatt auf.

Natürlich hatte sie recht. Kirsten machte aus allem ein Drama, darin schlug sie bei uns zu Hause keiner. Sie gab grundsätzlich Vollgas, sowohl in ihren Gefühlen als auch

mit dem Mund, denn sie redete ohne Unterlass, sogar wenn ihr durchaus klar war, dass keiner zuhörte. Im Gegensatz dazu war Whitney extrem schweigsam, was dazu führte, dass die wenigen Worte, die sie von sich gab, viel mehr Gewicht hatten.

»Sei nett, Kirsten«, sagte meine Mutter.

»Habe ich ja versucht, Mama. Aber wenn du sie sehen würdest, würdest du sofort begreifen, was ich meine. Sie ist wirklich eigenartig.«

Meine Mutter trank einen Schluck Wein. »Neu wo hinzuziehen, ist oft schwierig. Vielleicht weiß sie einfach nicht, wie sie es anstellen soll, neue Freundinnen zu finden ...«

»Allerdings!«, entgegnete Kirsten.

»... aber das heißt, es liegt womöglich bei dir, ihr auf halbem Weg entgegenzukommen«, fuhr meine Mutter fort.

»Sie ist *zwölf*«, entgegnete Kirsten, als wäre das in etwa gleichbedeutend mit einer ansteckenden Krankheit oder sonst irgendeiner Katastrophe.

»Wie deine Schwester«, sagte mein Vater.

Kirsten nahm ihre Gabel und deutete damit auf ihn. »Eben«, antwortete sie.

Whitney schnaubte leise. Aber meine Mutter richtete ihre Aufmerksamkeit bereits auf mich. Natürlich. »Vielleicht könntest du dich ja ein wenig um sie bemühen, Anabel«, schlug sie vor. »Sie einfach grüßen, wenn du sie mal wieder siehst, oder etwas in der Art.«

Ich erzählte meiner Mutter nicht, dass ich mit der Neuen längst zu tun gehabt hatte, und zwar vor allem deswegen, weil meine Mutter entsetzt darüber gewesen wäre, wie unfreundlich sie mich behandelt hatte. Was allerdings nichts

an ihren Vorstellungen, was mein Verhalten betraf, geändert hätte. Meine Mutter war berühmt für ihre Manieren und erwartete die gleiche Höflichkeit von uns, egal unter welchen Umständen. Unser Leben sollte perfekt sein, immer und ausnahmslos. Das galt auch für unser Benehmen und moralischen Werte. »Okay«, sagte ich deshalb. »Mach ich. Vielleicht.«

»Lieb von dir«, antwortete sie. Womit das Thema erledigt war. Hoffte ich.

Doch als Clarke und ich am nächsten Nachmittag ins Schwimmbad kamen, lag das Mädchen bereits wieder dicht neben Kirsten und – auf deren anderer Seite – Molly. Ich versuchte, das zu ignorieren, während wir uns an unserem Stamplatz niederließen, kam aber nicht umhin, irgendwann doch rüberzuschauen. Und, was war? Klar, Kirsten ließ mich nicht aus den Augen. Stand auf, warf mir einen vielsagenden Blick zu, ging zur Snackbar. Die Neue heftete sich an ihre Fersen. Ich wusste, was nun von mir erwartet wurde.

»Bin gleich wieder da«, sagte ich zu Clarke, die einen Stephen-King-Thriller las und sich die Nase putzte.

»Okay«, meinte sie.

Ich stand auf und nahm die Route um den Sprungturm herum. Als ich an Chris Pennington vorbeikam, verschränkte ich die Arme über der Brust. Er hatte seine Augen mit einem Handtuch bedeckt und fläzte sich in seinem Liegestuhl, während ein paar seiner Kumpel am Beckenrand miteinander rangen. Super. Nur weil meine Mutter darauf bestand, uns zu perfekten guten Samariterinnen zu erziehen, musste ich mich wieder anmachen lassen, anstatt das zu tun, was ich an jenen Sommerferien-Schwimmbadnachmittagen gewöhnlich tat: Chris Pennington beobach-

ten – still und heimlich, versteht sich. Das war, abgesehen vom Schwimmen und beim Kartenspielen Verlieren, meine Hauptaktivität.

Ich hätte Kirsten erzählen können, dass ich mit der Neuen schon mal zusammengerasselt war, ließ es aber lieber bleiben. Denn anders als ich schreckte sie vor Konfrontationen nicht zurück, im Gegenteil, sie steuerte zielstrebig auf solche Situationen zu und nahm dann prompt das Heft in die Hand. Sie war das Pulverfass unserer Familie; ich kann mich nicht erinnern, wie viele Male ich peinlich berührt und rot wie eine Tomate Zeugin gewesen war, während Kirsten Verkäuferinnen, Autofahrern oder diversen Exfreunden gegenüber klar und deutlich ihre Unzufriedenheit zum Ausdruck brachte. Ich liebte sie, aber – um ehrlich zu sein – sie machte mich nervös.

Whitney war das genaue Gegenteil: Sie kochte innerlich. Ließ ihre Wut nie raus. Man merkte es natürlich trotzdem, wenn sie sauer war. Merkte es an ihrem Gesichtsausdruck, ihren zu schmalen, harten Schlitzten verengten Augen, den bedeutsamen, schweren Seufzern, die einen so fertigmachen, ja demütigen konnten, dass jedes noch so scharfe Wort erträglicher gewesen wäre. Da Kirsten und Whitney bloß zwei Jahre auseinander waren, hatten sie ziemlich häufig Zoff. Nun hätte man natürlich meinen können, so ein Streit wäre eine ziemlich einseitige Angelegenheit; denn alles, was man zunächst vernahm, war Kirstens Stimme, die Vorwürfe und Beleidigungen abfeuerte wie ein Maschinengewehr. Hörte man allerdings genauer hin, nahm man die Pausen zwischendrin wahr, wenn Whitney schwieg, versteinert, anklagend schwieg; und die wenigen kritischen Bemerkungen, die sie machte, waren immer viel treffender und letztlich kränkender als Kirstens endlose Tiraden.